



Was ist normal?

Dr. Ina Schmidt

Normalität – the new normal, das ist es, was wir uns derzeit sehnlichst wünschen. Aber warum eigentlich, was ist damit gemeint und wieso gehört vermeintliche Normalität zu einem „guten Leben“?

Normal ist das, was wir aus gutem Grund erwarten dürfen – oder woran wir glauben können: Darin liegt der Umstand, dass Normalität etwas mit „Vertrautheit“ zu tun hat, mit etwas, das wir kennen, wieder erkennen, gewohnt sind, in dem wir uns heimisch, sicher, kompetent oder ähnliches fühlen.

Dinge, die nicht normal sind, weichen davon ab, fallen aus dem Rahmen und erfordern eine besondere Form der Deutung und Interpretation. Wir geben uns diesen Rahmen und gestalten ihn, um eine Art lebendiges Gelände zu schaffen, das uns Orientierung gibt und damit einen Boden, auf dem wir stehen können. Als „biologische Mängelwesen“ haben wir uns zu „kulturellen Wesen“ entwickelt – unsere „zweite Natur“ (Arnold Gehlen) aus der Kultur heraus entwickelt, ein Nest gebaut, aus Erkenntnis, Forschung, Wissenschaft, Kunst, Glauben und Moral (Fähigkeitswesen nach Martha Nussbaum).

Wir haben uns Regeln und Normen gegeben, es sind Sitten und Gebräuche entstanden, die uns prägen und die unser Handeln bestimmen sollen, können und dürfen, gleichzeitig aber auch Konstruktionen entstehen lassen, die uns einengen, beschränken und zu starren „Gehäusen“ werden (Karl Jaspers).

Darin liegt eine gewisse Tragik, wie es der Soziologe Georg Simmel beschrieb, wir versuchen, Leben zu normieren, um uns zu orientieren und wenn wir nicht wachsam genug sind, dann werden diese Normen zu Selbstzwecken, die jede lebendige Entwicklung verhindern.

Wie also halten wir dieses organische Gleichgewicht aus Stabilität und Entwicklung?

In Zeiten, in denen wir feststellen, dass das Normale erschüttert ist und uns die konstruktive Aufgabe kultureller Gestaltung klar vor Augen steht, wollen und können wir die Neuausrichtung auf ein tragfähiges Gelände aber nicht der persönlichen Interpretation überlassen: Was also kann eine Normalität im Angesicht von Krise und Kontrollverlust ausmachen?

Wir erleben derzeit eine Ambivalenz, die in der Krise besonders deutlich wird, aber nicht von ihr ausgelöst ist, sondern viel mit dem Phänomen des Lebendigen zu tun, sich also nicht auflösen lässt: dem menschlichen Wunsch nach Sicherheit und Freiheit, nach Gewohnheit und Veränderung, dem Wunsch nach Individualität und Gemeinschaft und der gleichzeitigen Erfahrung der Realität als eines beständig gebrochenen Kontingenzversprechens (Marcus Steinweg). Diese Ambivalenz, Widersprüchlichkeit, Verletzlichkeit und Unvollkommenheit als das „Normale“ zu betrachten und in das zu integrieren, was gelingt, verstehbar und eindeutig ist, ist zumindest im Denken der erste Schritt zu einer Normalität, die sich selbst neue und andere Referenzrahmen setzt als die Gewohnten. Das, was wir darin anstreben können, sind „Maßstäbe“ für das rechte Maß, nicht für einer Vermessung der Welt, und feste Koordinierungssysteme, es reichen Kartographien von Möglichkeitsräumen, in denen wir nach dem „rechten Maß“ suchen, ganz so wie es Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik beschreibt. Das rechte Maß, das gerade nicht in der Mittelmäßigkeit verbleibt, sondern eine Grundlage des „Guten“ bedeutet.

Das „Normale“ ist nicht einfach etwas Gegebenes, sondern wird selbst in einer beständig anfangenden und konstruktiven Haltung normativ: ein anzustrebendes Ziel - wenn wir bereit sind, Normalität als eine Aufgabe anzunehmen, wenn wir offen dafür sind, Bedingungen schaffen und nicht darauf hoffen, dass sich Normalität einstellt, wenn sich alles irgendwie wieder beruhigt hat.